Attentat auf Gartenzwerge

Autor(en): Hans Heini Baseler

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1988

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/17ecaf1f-70fc-40ba-afb6-dd7505806b05>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Attentat auf Gartenzwerge

Ehen werden im Himmel geschlossen. Viele Ehemänner fallen nachher aus den Wolken. Xaver Rumpelmeier machte darin eine Ausnahme. Seine Frau trug nicht nur blondes Engelshaar. Susi war ein wirklicher Engel.

Anfangs glänzten ihre Erdenfreuden wie Lenzgrün, später wurden daraus Trauerweiden. Im Hause fehlte das Lachen von Kindern. Mochten sich die beiden noch so innig lieben, das, was sie ersehnt hatten, blieb aus. Das Gärtchen sah kein frohes Spiel, obwohl der Rasenmäher den schönsten Spielplatz weit und breit bereitet hatte. Im Hegen von Blumen war Susi eine Meisterin, ihre Flora blühte wie im Paradies. Und doch stellten sich Paradiesfreuden nicht ein.

Plötzlich stand im Mätteli – ohne dass Rumpelmeier etwas von der Herkunft erfahren hatte – ein Rotzipfelkäppchen in etwas gebückter Haltung, als müsse es am nächsten Baumstrunk – der zwar viele Schritte weit entfernt war – seine Notdurft verrichten. Rumpelmeier, ein fortschrittlich gesinnter Bürger, mochte zwar derartigen Schnickschnack nicht leiden. Aber er tolerierte Susis Wünsche. Im nächsten Frühjahr bekam der Gartenzweig Junge. Wie hergezaubert lag eines Morgens noch so ein Bürschchen im Rasen, müde hingelagert, den Kopf in die Hände gestützt, ein Pfeifchen schmauchend, aus dem der Rauch im Frühjahrsreif erfroren war und unsichtbar blieb.

Je länger die Ehe andauerte, desto mehr Heinzelmännchen bevölkerten das Gärtchen der Villa des Prokuristen Rumpelmeier. Aus allen Erdlöchern schlüpfen die winzigen Burschen, schoben leere Schubkarren vor sich her, trugen geschultert einen Miniaturrechen, als wollten

sie Rumpelmeiers Erträgnisse des Rasenmähers beseitigen. Jedesmal, wenn wieder so ein Kerlchen heimlich erstanden war, weinte Susi vor Glück. Nun war sie nicht mehr allein, wenn Xaver im Büro weilte. Eine Schar von Knirpsen schien sich im Garten zu tummeln, um rot bemützt mit den Zinnien an Pracht zu wetteifern. Das lockte richtige Kinder an. Zuerst äugten sie scheu durch die Zwischenräume des Gartenzauns, dann kletterten sie keck hinauf und bestaunten die Märchenwunder.

Zweihundert Schritte davon entfernt hausten Schneewinds. Auch sie hatten aus Liebe geheiratet. Ihnen ward Kindersegen zuteil. Papa Schneewind war nicht wie andere Männer. Er zeigte für Technisches kaum Interesse, besass keine Modelleisenbahn. Schneewind wollte im Garten aufrechte architektonische Akzente setzen. Gartenplastiken? Dazu reichte sein Einkommen nicht aus. Aber seitdem er in Lauterbach die Gartenzweigfabrik besucht hatte, wurde er einer ihrer besten Kunden. Zuerst müsse die prosaische und technische Gegenwart durch Märchenhaftes gemildert werden, dachte er und kaufte sich ein Rotkäppchen mit zugehörigem Wolf. Der Wolf sah tatsächlich böse aus, bleckte mit den Zähnen. Er ersetzte eine Anschrift «Warnung vor dem Hunde». Rotkäppchen stand einsam zwischen einigen Staudengewächsen. Dort drüben bei der Vogeltränke wäre ein kleiner Wächter ganz hübsch. Schon war der erste Gartenzweig plaziert. Der Wichtel schien aus einer Grotte zu kommen und trug ein Laternchen, das abends mit einer elektrischen Birne erhellt in die Nacht strahlte. Das Völkchen scheint in sich den Vermehrungszwang zu haben. Immer mehr

Burschen begannen das Terrain um Schneewinds Haus zu ihrem bewegungslosen Tummeln benützen zu wollen.

Nachtigalls wohnten auf dem Villenhügel gegenüber. Das Laternchen von Schneewinds Gnom leuchtete über das Tälchen bis zu ihnen hinauf. Ein Licht ohne Antwort ist ein Signal ohne Sinn. Der SOS-Ruf wurde unbewusst aufgenommen. Direktor Nachtigall hatte Sinn für das Skurrile. Er liebte die versponnene Welt der Boutiquen und häufte auf seinen Möbeln Bric-à-bracs aus aller Herren Länder. Schiffslaternen gaben den strukturlosen Innenräumen ein Cachet. Nachtigall jubelte wie der Vogel am frühen Morgen, wenn er spät abends in sein Biotop trat. Steinplattenwege führten durch eine Grünfläche zu der ausladenden Treppe des Entrees. «Raseneinöde» nannte es der Besitzer und pflanzte als unterbrechende Senkrechte ein Pärchen Gartenzweige auf. Die Wichtel schienen sich gut zu unterhalten, denn sie blieben felsenfest angenagelt, wie zwei Nachbarinnen beim Schwatz am Gartenzaun.

Der Anwohner auf der andern Strassenseite war ein wunderlicher Kauz. Stubengelehrter, der nur in Bücherregalen atmen konnte. Ihn interessierte die Sache psychologisch. Er wollte dahinterkommen. Wieso und warum die Epidemie der Gartenzweige zu grassieren begann. Ja, warum im Zeitalter des Rationalismus, der Naturwissenschaften der Hang der Menschen zu Märchenhaftem? Privatdozent Stubenvoll sah ein Problem vor sich. Da liebt man einerseits das Absurde. Kann sich nur an Bildern begeistern, wenn darauf nichts mehr sichtbar ist als Farbenkleckse. Man lehnt Böcklin – der doch so märchenhaft malte – als Kitsch ab, liebt zugleich den höchsten Kitsch: Gartenzweige! Stubenvoll schritt sinnend in seiner Stube auf und ab. Mit magnetischer hypnotischer Kraft zog es ihn immer wieder ans Fenster. Sein Blick fiel auf Direktor Nachtigalls Knirpse. So wie der Privatdo-

zent unablässig nachdachte, so unterhielten sich die Kerle in stummem Gespräch über Stunden hinaus. Über was redeten sie bloss so ausgiebig? Wenn man nur hinter das Geheimnis käme. Man müsste ein Märchen-Mann wie Andersen sein, um ihr Gespräch erlauschen zu können. Doch wie Stubenvoll auch sein Gehirn strapazierte, je mehr Argumente er für und wider anhäufte, desto rätselhafter wurde ihm das Phänomen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, der erste Soziologe und Psychologe zu sein, der hier klärend ein Urteil geben und sich damit einen Namen machen könnte. Stubenvoll hätte sich hinterfragen können. Er kam nicht darauf, dass es sich um eine verlorene Naturgeistigkeit handeln könnte, er bei Goethe eine Antwort hätte finden können.

Die Tochter Yolanda Stubenvoll stiess im Deutschunterricht auf die Stelle in «Hermann und Dorothea», im Gesang auf die Bürger:

«So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und jeder Reisende stand und sah durch die roten Staketen nach Bettlern von Stein, und nach farbigen Zwergen.»

«. . . Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdriesslich kaum mehr hinaus: denn alles soll anders sein und geschmackvoll, wie sie's heissen, und weiss die Latten und hölzernen Bänke. Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitterwerk in der Vergoldung will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten.»

Yolanda Stubenvoll war fortschrittlich gesinnt, liebte Arp und Mondrian, während ihr Klee zu versponnen, zu mystisch war. Den Hang der Zeitgenossen zu dem Gartenschnickschnack schien ihr unbegreiflich, ja direkt unmoralisch. Immer weitere Kreise gerieten in den Sog der Heinzelmännchen. In den kleinsten Miniaturgärten lugten sie durch die Gitterstäbe, wie draussen die moderne Zeit vorbeiflitzte. Hockten bei Sonnenglast im Schatten von Zwerghöhlen oder liessen ihre Angelruten, stur und

stumm wie richtige Fischer, in fischlose Weiherchen hängen.

Manchmal huschte draussen auf dem Trottoir der Schatten eines Mannes vorbei, der einen grauen Zylinder und einen Frack trug und sich auf einen Stock mit silbernem Knauf aufstützte. Von Gartenzwergversammlungen zu Heinzelmännchenparaden und zu Einzelgängern dieser Spezies führte sein Spaziergang. Überall blieb er stehen, sah mit verliebten Augen, wie das, was er vor mehr als einem Jahrhundert ersonnen, unvergänglich fortbestand, sich als Tradition der sogenannten guten alten Zeit in einer technischen und praktischeren fröhlich weiterentwickelte. Den Zwergen war einmal, als hätten sie ihn gehört, wie er in sein dürrgewordenes Fäustchen lächelte.

Dann geschah es am 1. April des vorigen Jahres. Susi Rumpelmeier zog an diesem Tage früher die Jalousien empor, als sie es gewöhnlich tat. Sie erwartete heute den Briefträger, der pünktlich an jedem Ersten um achtuhrfünfunddreissig die neueste Nummer der abonnierten Zeitschrift «Schöner wohnen» brachte. Die Rumpelmeierin war jedesmal voller Neugier, was das Heft bringen werde. Sie konnte es nicht früh genug in die Hände bekommen, um es durchzublättern, neue Anregungen zu finden. Als Susi die Gardinen zurückschob, um den Briefträger zu erspähen, da fiel ihr Blick zuerst ins Gartenrundell zu ihren «Kindern». Kein Käppchen-Rot leuchtete ihr in der Farbe des Mohns entgegen. Weder Nick noch Kaspar, weder Renato noch Rumpelstilzchen waren mehr zu sehen. Im feuchten Rasen waren einzig noch ihre Fussabdrücke wahrnehmbar. Auf und davon war die Wichtelschar. Frau Rumpelmeier schnappte nach Luft.

Papa Schneewind gewährte das Verschwinden seines Keramikrotkäppchens und des Tonwolfes schon einige Minuten später, als er den Wagen aus der Garage befreien wollte. Auch der Wich-

tel mit der Kerzenglühlampe und seinem Laternenchen hatte das Weite gesucht. In die Grotte hinter ihm schlängelte sich das abgeschnittene Lichtkabel wie eine Blindschleiche.

Das Dienstmädchen bei Nachtigalls fand die Wiese neben dem Steinplattenweg entvölkert. Der Dauerschwatz der Wichtel schien zu Ende zu sein. Keine Spur von ihnen.

Bei Karschunkes, bei Mühlebergs, bei Rösselmanns, bei allen Anwohnern des ganzen Gartenquartiers waren an diesem 1. April die Gartenzwerge ausgewandert.

Grossalarm in der Polizeizentrale. Die Spurensicherungsdetachemente rasten wie in Gangsterfilmen durch das Viertel. Jeder Grashalm wurde mit Sherlock-Holmes-Augen betrachtet. Jeder Zigarettenstummel aufgelesen und einem amtlichen Maigret überantwortet. Nach Fussabdrücken im regennassen Gras wurde gefahndet. Aber die Täterschaft schien ausserordentlich perfid vorgegangen zu sein und hatte die Zwerge mit Angelruten von den Steinplattenwegen ausgefischt. Nach langen Ruhetagen hatten die Untersuchungsbeamten wieder einmal alle Hände und alle Köpfe voll zu tun. Es wurde recherchiert, gemutmasst, geplant, verhört, notiert, protokolliert, herumgeforscht, alles das getan, was moderne Fahndungsbehörden nur tun können. Die Liebhaberfotos von Gartenpartys mit den Wichtelmännchen wurden genauestens unter die Lupe genommen und das Signalement eines jeden Typs genauestens eruiert. Die Antiquitätenhändler und Trödler von ganz Europa wurden vor Ankauf der gesuchten Figuren gewarnt.

Liebe Leser, die sie mir bis hierher gefolgt sind, neugierig geworden, ob ich das Rätsel entwirre oder entschlüssle. Ich muss sie enttäuschen. Jene, welche die Hände im Spiel hatten, schwiegen beharrlich. Vielleicht haben die Männer der Müllabfuhr bemerkt – oder auch nicht – wie in letzter Zeit etliche Abfallkübel gewichtmässig

so viel zugenommen hatten. Die Zermalmungs-
maschinerie der Kehrlichtverwertung hatte eini-
ge Male Verdauungsstörungen, die zu Pannen
führten. Ein zartes Wimmern und zwerghaftes
Stöhnen übertönte plötzlich die Geräusche der
Maschinerie. Doch man fand nicht eine einzige
verlorene Zipfelmütze oder einen Zwergpantof-
fel. Eine meiner Überlegungen über das schlag-
artige Verschwinden war die, dass ein biologi-

sches Gesetz wirksam geworden sei. Haben
Ästhetiker oder Kunststudenten die Hände im
Spiel gehabt? Anhänger der guten Form? Waren
Weltverbesserer als Attentäter in Aktion getre-
ten? Kein Conan Doyle wird das je entdecken
können. Aufgeatmet hat allein Yolanda Stuben-
voll, einige glückliche Tage erlebt. Dann begann
eine Gartenzweig-Renaissance.

Hans Mohler

Kreativität I

Kunst heisst weglassen. Darauf hat man uns
seinerzeit im Kunstunterricht eingeschwärzt.
Nicht bloss verbal, sondern auch demonstrierend
anhand ausgewählter Beispiele. Ich habe es
mir gemerkt, wie man sieht. Seither sind gut
vierzig Jahre vergangen, und ich habe keine Ge-
legenheit versäumt, diese Grundregel kunstbe-
trachtenderweise zum Massstab zu nehmen.
Später hat man mich allerdings belehrt, blosses
Anschauen sei eine krude Konsumhaltung, bar
jeder Kreativität, eines schöpferischen Men-
schen unwürdig. Ich liess die Schelte über mich
ergehen, statt die Konsequenzen zu ziehen,
nämlich selbst Kunst zu produzieren. Der Vor-
wurf muss sich aber in mir festgefressen haben.
Wie wäre ich sonst dazugekommen, dem Axiom
eine neue Wendung zu geben: Kunst heisst weg-
nehmen.

Geschehen ist folgendes: An der mindestens
zwei Quadratmeter messenden Leinwand, die
mit einem einheitlichen grau gedämpften Rot-
Ton bedeckt ist, konnte ich auf jedem meiner
Gänge durch die Kunstsammlung nur mit innerem,
oft aber auch mit wirklichem Kopfschüt-
teln vorübergehen. Wenn das Kunst ist, worin
besteht sie? Ist das die äusserste Konsequenz des

Weglassens? In den uns vorgeführten Beispielen
war immer noch etwas übriggeblieben, ein Um-
riss, manchmal ein unvollständiger, den der be-
trachtende Sinn ergänzte. Hier ist nichts ausser
roher Farbe, hier kann nichts ergänzt werden.
Einmal streifte mich der Gedanke: Das ist
Kunst, weil es hier hängt. Das gleiche Objekt, an
der bestbeleuchteten Wand meines Wohnzim-
mers, von mir selbst in genau gleicher Manier
hergestellt, würde niemand als Kunstwerk an-
sprechen. Dennoch liessen mich die mindestens
zwei unicoloren Quadratmeter nicht in Ruhe.
Mein Kopfschütteln geriet mir nicht zum Ach-
selzucken.

Das nächstemal erinnerte ich mich: Kunst ist
Gegensatz-Spannung. Aber worin besteht sie
hier? Doch nicht etwa im Verhältnis zwischen
Länge und Breite des Bildformates? Dann wäre
jedes Zeitungsblatt, jede Fensterscheibe ein
Kunstwerk. Oder ist es die Spannung zwischen
dem grau gedämpften Rot und dem Hinter-
grund aus roher Leinwand? Irgendwann er-
haschte ich die Replik eines etwa neunjährigen
Bübleins auf die ratlose Frage seiner Grossmut-
ter, ob das Kunst sei: «Die Kunst dabei ist, die
Leute, die das hier aufgehängt haben, glauben